

(Nachdruck verboten.)

23]

Cressy.

Roman von Bret Harke.

Fords Blick fiel auf die erste Seite: „Es wäre schlecht von mir, Hans, wenn ich an die Aufrichtigkeit Deiner Liebe zu mir und ihre Beständigkeit nicht glauben wollte, aber es wäre noch schlechter, wenn ich Dir nicht sagen wollte, was ich ehrlich glaube, daß man in Deinem Alter leicht sich selbst und, ohne es zu wollen, andre täuscht. Du giebst zu, daß Du über Deine Pläne noch nicht mit Dir einig bist und daß Du, lieber Hans, voll Hoffnung auf einen Glückswechsel in der Zukunft rechnest, aber Du wirst glauben, daß inzwischen weit ernstere Dinge keinen Wechsel leiden können. Wenn wir bleiben, wie wir sind, könnte ich, die ich älter bin als Du und mehr Erfahrung besitze, den Schmerz erfahren, zu sehen, wie Du Dich gegen mich änderst, ebenso wie ich es aus demselben Grunde gegen einen andern gethan habe. Wenn ich sicher wäre, daß ich mit Dir in Deinen Träumen und Deinem Streben gleichen Schritt halten könnte, wenn ich sicher wäre, immer zu wissen, welcher Art die sind, dann könnten wir noch glücklich sein — allein ich bin dessen nicht sicher und ich möchte nicht abermals mein Glück auf etwas Unsicheres und Ungewisses setzen. Bei meinem gegenwärtigen Entschluß sehe ich nicht auf Glück, ich weiß aber zum mindesten, daß mir und andren keine Täuschung widerfährt. Ich gestehe, daß ich zu alt werde, um nicht zu fühlen, welchen Wert für eine Frau — namentlich in diesem Lande — eine gesicherte Lage hat. Ein andrer bietet mir die. Und wenn Du mich auch der Selbstsucht zeihen magst, so glaube ich doch, daß Du bald — vielleicht schon beim Lesen dieser Zeilen — die Wichtigkeit meines Handelns einsehen und es billigen wirst.“

Mit verächtlichem Lächeln zerriß er den Brief in einer Stimmung, welche er gern für die Bitterkeit getäuschten Vertrauens gehalten hätte, nur vergaß er, daß er wochenlang an die Schreiberin kaum gedacht und sich schon vorher dessen schuldig gemacht hatte, was er ihr jetzt vorwarf.

XII.

Der Lehrer erwachte am andern Morgen nach einer ruhelosen Nacht in einer höchst behaglichen Stimmung, welche indes, wie zu befürchten, mehr eine Folge der Jugend und des körperlichen Wohlbefindens als sittlicher Integrität war. Er war mit sich einig geworden, daß er, als der einzige, welchen der Vorfall des vorigen Abends betraf, auch nur allein das Recht besitze, Genugthuung zu fordern, und unter dem wohlthätigen Einfluß eines zeitigen Frühstücks und der frischen Morgenluft war selbst sein Born gegen Seth Davis geringer geworden. Auf alle Fälle mußte er erst Beweise gegen ihn haben und den Schauplatz der That genau besichtigen. Zu diesem Behufe war er eine ganze Stunde früher als sonst nach der Schule ausgebrochen. Er war so gut gelangt, daß er mit Vergnügen des ergötlichen Benehmens Oufel Bens und seines eignen wunderlichen Auftretens gedachte, und als er schließlich den Wald betrat, lächelte er. Zum Glück für ihn mußte er von dem, was dieser Tag ihm bringen würde, ebensowenig wie die eben erwachten Vögel, welche mit kurzem Flügelchlage den noch schlummernden Wald durchschwirrten. Ein Selbstknechtchen, das gewiß einem Habicht zum Frühstück bestimmt war, zeigte sich besonders so ausgelassen fröhlich, daß der Lehrer dem thörichten Vogel zuhörte und nahe daran war, mitzupfeifen. In leichter Verlegenheit blieb er nun aber stehen. Wenige Schritte vor ihm war eben erwartet Cressy aufgetaucht.

Augenscheinlich hatte sie auf ihn gewartet. Doch nicht mit ihrer gewöhnlichen sorglosen Vertraulichkeit. Ein herber Zug lagerte um ihren Mund und unter den blonden Locken an den Schläfen zeigte sich ein leichter Schatten. Ihr Auge blickte unruhig, sie schaute erst verstohlen um sich, ehe ihr Blick ihn suchte. Ohne zu wissen, warum, doch in dem Bewußtsein, daß es geschah, stieg seine Verlegenheit und in dem dabei zum Vorschein kommenden Egoismus stammelte er

ohne einen weiteren Gruß: „Eine Schandthat ist in dieser Nacht verübt worden, und ich habe mich früh aufgemacht, um den Thäter aufzuspüren. Mein Pult ist erbrochen und —“

„Ich weiß,“ unterbrach sie ihn halb ungeduldig, halb unruhig mit einer Handbewegung, „erzähl mir's nicht noch mal. Pa und Ma haben die ganze Nacht mit mir davon geredet — seitdem die Harrison's in ihrem Eifer, den Streit beizulegen, mit der Neuigkeit herüberkamen. Ich hab' genug davon!“

Einen Augenblick war er stübig. Wie viel wußte sie? Deshalb fuhr er in derselben unsicheren Weise fort:

„Aber es hätten Deine Briefe sein können.“

„Doch sie waren's nicht“ entgegnete sie einfach. „Sie hätten's sein sollen. Ich wünschte —“ Sie hielt inne und betrachtete ihn mit sonderbarem Blick. „Nun“, sagte sie langsam, „was hast Du jetzt vor?“

„Den Schuft will ich suchen, der das gethan hat“, entgegnete er mit Festigkeit, „und ihn strafen, wie er es verdient.“

Die unmerklich gehobenen Schultern sanken herab, während sie ihn voll Mitleid betrachtete.

„Nein“, sagte sie ernst, „das kannst Du nicht. Es sind zu viele gegen Dich. Du mußt fortgehen, auf der Stelle.“

„Niemals!“ entgegnete er unwillig. „Selbst wenn das nicht eine Feigheit wäre. Das würde wie Schuldbewußtsein aussehen!“

„Sie wissen schon genug,“ gab sie müde zurück. „Aber ich sage Dir, Du mußt gehen. Ich habe mich aus dem Hause gestohlen und bin hergelaufen, Dich zu warnen. Wenn Du — mich lieb hast, Hans — wirst Du gehen.“

„Es wäre Verrat gegen Dich, wenn ich's thäte,“ rief er schnell. „Ich bleibe.“

„Aber wenn — wenn — Hans — wenn —“ sie trat ihm mit eigentümlicher Neugierigkeit näher und legte ihm dann plötzlich die Hände auf die Schultern, „wenn ich — Hans — mit Dir ginge?“

Der alte bezaubernde Blick brach wieder aus ihren Augen; die Lippen waren leicht geöffnet. Doch auch nun erwartete sie vergebens eine andre Antwort.

„Liebste,“ sagte er mit einem Kusse, „aber würde das ihnen nicht recht geben —“

„Halt,“ unterbrach sie ihn plötzlich. Dann legte sie ihm die Hand auf den Mund und fuhr in derselben halbmiiden Art fort: „Wir wollen nicht noch mal davon reden. Es ist so langweilig. Hör, Schatz! Willst Du mir zu liebe etwas thun? Bleib nach dem Unterricht nicht lange in der Schule. Geh direkt nach Hause. Suche heute nicht nach den Leuten — morgen, Sonnabend, hast Du ja frei — dann hast Du mehr Zeit. Halte Dich heute so viel als möglich zurück, Liebster, nur zwölf Stunden — bis — Du von mir hörst. Dann ist alles in Ordnung,“ fügte sie hinzu und hob die Lider mit einem Ausdruck, der ihn an den schläfrig schmerzlichen Blick ihres Waters erinnerte und den er bisher bei ihr noch nie bemerkt hatte. „Versprich mir das, Schatz!“

Mit innerlichem Vorbehalt versprach er hastig — voll Bewunderung darüber, daß sie einer Auseinandersetzung aus dem Wege gehen zu wollen schien, voll Verlangen, zu hören, was geschehen war, und noch mit dem Bewußtsein, daß ihm Unrecht geschehen sei. Dennoch konnte er sich nicht enthalten, ihre Hand zu ergreifen und zu sagen:

„Du hast nicht an mir gezwweifelt, Cressy? Du hast Dich von dem, was man Dir von alten, längst vergessenen Geschichten erzählt hat, in Deinen Gefühlen nicht beirren lassen?“

Sie sah ihn zerstreut an. „Du meinst also, daß dadurch jemand hätte beirrt werden können?“

„Niemand, der wirklich liebt —“ stammelte er.

„Daß uns nicht mehr davon reden,“ sagte sie plötzlich, wie vor Ermüdung die Arme emporstreckend und sie dann wieder niedersinken lassend. „Mir thut der Kopf davon weh; erst Pa und Ma und die andern — ich bin von alledem ganz krank.“

Sie wandte sich ab, als Ford kühl zurücktrat und ihre Hand von seinem Arm fallen ließ. Ein paar Schritte that sie, dann blieb sie stehen, lief zu ihm zurück und drückte seinen

Kopf mit Jubrust an ihr Herz, im nächsten Augenblick war sie verschwunden.

Verwirrt und verdrücklich stand der Lehrer da; es war charakteristisch für seine Stimmung, daß er weniger auf das geachtet, was sie ihm erzählte, als sich vorzustellen versucht hatte, was zwischen ihrer Mutter und ihr vorgefallen war. Sie war natürlich eifersüchtig wegen der Briefe — und das konnte er ihr verzeihen; zweifellos hatte sie bestwogene Vorwürfe erhalten, allein er vermochte ihre Eltern leicht zu beruhigen, wie er es bei ihr gethan haben würde. Indes er war nicht so thöricht, mit ihr in einem solchen Augenblick durchzugehen, ohne sich zuvor reinzuwaschen — und ohne sie näher zu kennen. Charakteristisch war es bei ihm auch, daß er in seinem gekränkten Gemüt sie mit der Schreiberin der Briefe verwechselte — da sie mit jener in der Schätzung seines Charakters übereinstimmte, und er war des festen Glaubens, ihm sei von beiden in gleicher Weise Unrecht geschehen.

Erst als er das Schulhaus erreichte, verdrängten die Anzeichen des Verbrechens der letzten Nacht den Gedanken an dieses seltsame Zwiegespräch.

Er war erkaunt über die geschickte Art, in welcher die Schlüssel in stand gesetzt worden, und die Sorgfalt, welche darauf verwendet war, die auffälligsten Spuren des Einbruches zu beseitigen. Das machte seinen Verdacht gegen Seth Davis wankend; Geschicklichkeit und Sorgfalt gehörten nicht zu den Eigenschaften des Burschen. Doch noch höher stieg seine Verwunderung, als er unter seinem Stuhle einen kleinen Tabaksbeutel fand. Sofort erkannte der Lehrer ihn: hundertmal hatte er ihn schon gesehen — er gehörte Onkel Ben. Er hatte dort am gestrigen Nachmittage noch nicht gelegen. Entweder war Onkel Ben in der Nacht oder am Morgen vor ihm dagewesen. Allein in dem letzten Falle hätte er den Beutel nicht liegen gelassen, der bei der Dunkelheit der Nacht leicht hätte unbemerkt bleiben können. Plötzlich kam ihm die Ueberzeugung, daß Onkel Ben der einzige und wirkliche Thäter und daß seine Einfalt am letzten Abend eine Maske gewesen. Ein peinigen-des Gefühl überkam ihn, daß er wieder überdölpelt worden — warum aber und in welcher Absicht, daran wagte er gar nicht zu denken. Wenn unter diesen wunderlichen Leuten konnte er noch trauen? Nach der Art höherstehender Leute hatte er die Achtung und Freundlichkeit derjenigen, die er als unter sich stehend erachtete, als einen natürlichen Tribut an seine Ueberlegenheit entgegengenommen; zeigten sie sich anders, so konnte das nur Heuchelei oder Bosheit sein; es kam ihm nicht in den Sinn, daß er unter ihr Niveau gesunken sein könnte.

Die Ankunft der Kinder und die Aufnahme seiner Thätigkeit zerstreute ihn eine Zeitlang. Wenn er aber auch bei der Tagesarbeit sein Selbstvertrauen wieder erlangte, ein besseres Urtheil gewann er nicht. Er verschmähte es, Rupert Filgen als den etwaigen Vertrauten Onkel Bens zu befragen, und beantwortete die neugierigen Fragen der Kinder wegen des erbrochenen Thürschlosses mit der Bemerkung, daß das eine Angelegenheit sei, welche er dem Schulvorstande vorlegen müsse, und als die Schule vorüber und die Schüler entlassen, war er auch fest entschlossen, das zu thun. Ungeachtet Cressys Warnung — vielleicht gerade deswegen — verweilte er in dem Schulhause bis zu später Stunde. Er hatte sich damit beschäftigt, das Geschehene niederzuschreiben mit der Mitteilung, daß sein Bleiben an der Schule davon abhängen werde, daß man eine strenge Untersuchung anstelle, als das Klappern von Pferdehufen an sein Ohr schlug. Im nächsten Moment war das Schulhaus von zwölf Männern umringt.

Er schaute auf; die Hälfte davon stieg ab und betrat das Schulzimmer. Die übrigen blieben draußen und ihre unbeweglichen Gestalten verdunkelten die Fenster. Jeder Mann hatte eine Flinte vor sich auf dem Sattel und jeder trug eine Maske von schwarzem Zeuge, welche das Gesicht teilweise verdeckte.

Obwohl der Lehrer ahnte, daß ihm ernste Gefahr drohe, machten weder die Waffen noch die geheimnisvollen Eindringlinge irgendwelchen Eindruck auf ihn. Im Gegenteil, dieser theatralische Einfall in das friedliche Schulhaus, der Kontrast der drohenden Gestalten gegenüber den umherliegenden Büchern und Hesten der Kinder entlockte ihm nur ein halb verächtliches Lächeln, während er ihnen ruhig und kühl entgegen sah.

Die Eindringlinge waren erst verwundert, dann aber

gerieten sie in Zorn. Eine schlanke Gestalt zur Rechten wollte wütend vorstürzen, wurde aber von dem augenscheinlichen Führer des Trupps zurückgehalten.

„Wenn er's so aufnehmen will, dann kann dagegen kein Lynchgesetz was thun,“ ließ er seine Stimme vernehmen, welche der Lehrer sofort als Jim Garrison gehörig erkannte. Dann fuhr er, zu dem Lehrer gewandt, fort: „Herr Ford, wenn das Ihr Nam' ist, dann wollen wir was von Ihnen.“

Ford wußte, daß er hoffnungslos einer Gefahr gegenüberstand. Er wußte, daß er nichts zur Verteidigung besaß und zwölf bewaffnete, kein Gesetz achtende Männer gegen sich hatte. Doch ihm blieb eine ungemein klare Ueberlegung, eine Vertwegenheit, welche aus seiner ungerechtfertigten Verachtung gegen seine Gegner entsprang, und eine fast weibliche Zungen-geläufigkeit. In einem Tone, dessen verächtliche Schärfe ihn selbst in Staunen setzte, sagte er: „Ich heiße Ford, und da ich annehme, daß Sie Garrison heißen, haben Sie wohl die Freundlichkeit, den Fleck vom Gesicht zu nehmen und mir wie ein Mann gegenüberzutreten.“

Der Mann entfernte die Maske mit leichtem Lachen.

„Danke,“ sagte Ford. „Nun sagen Sie mir vielleicht, wer von den Herren ins Schulhaus eingebrochen ist, mein Pult gewaltsam geöffnet und meine Papiere gestohlen hat. Wenn er hier ist, sage ich ihm, daß er nicht nur ein Dieb, sondern ein schuftiger Feigling ist, denn die Briefe gehören einer Frau — die er weder kennt, noch zu kennen das Recht hat.“

Wenn er gehofft hatte, dadurch einen einzelnen Gegner herauszufordern, sah er sich getäuscht, denn obgleich sein unerwartetes Auftreten nicht ohne Eindruck auf die Gruppe blieb und selbst die Aufmerksamkeit der draußen stehenden Leute erregte, fuhr Garrison unbeirrt fort:

„Das hat Zeit; vorläufig nehmen wir Sie und Ihre Briefe und bringen Sie aus Indianerbrunn fort. Sie können sie wieder dahin bringen, wo sie her sind. Denn uns scheint, Sie sind zu gerieben und zu ungeniert in solchen Dingen, daß Sie hier Schul halten können, und wir wollen nicht, daß Sie unsre Jungen und Mädels auch so weit bringen. Wenn Sie also gutwillig mitkommen, kriegen Sie 'n Pferd, das schon draußen steht, und wir bringen Sie über die Grenz'. Wollen Sie nicht — na, dann muß es auch anders gehen.“

Der Lehrer warf schnell einen Blick um sich. Trotz der Eile hatte er dabei bemerkt, daß das ledige Pferd bei der Kavalkade von einem der Reiter am Lasso gehalten wurde, so daß an Flucht nicht zu denken war. Auch besaß er keine Waffe, um sich zu verteidigen oder einen Kampf hervorzurufen, bei dem er, um der Schmach zu entgehen, den Tod hätte suchen können.

(Fortsetzung folgt.)

Sonntagsplauderei.

In der Nacht zum Totensonntag lud die Neue Gemeinschaft, eine Gründung der literarischen Gebrüder Hart, zu einem Berliner Fest des Todes ein. In der ersten Stunde drängten sich denn auch vor der Urania in der Taubenstraße die Droschken, denen vergnügte und elegante Leute entstiegen. Man sah hellviolette Sammetkleider, Diamanten, secessionistische Hemdtrügen, gemalte Haarwälder, die bei den Frauen über die Ohren dunkle Gesichtsfäden ließen oder bei den Männern schneckenförmig aufgeforschet waren. Sie alle waren gekommen, sich sitlgemäß zu grüßeln, der moderne Tod wollte seine Premiere erleben, und das ganze nervöse, unruhige, ungenierte, sensationell gestimmte, sammlungslose Premieren-Publikum war erschienen, darunter viel junges künstlerisches Knieholz. Groß-Berlin beginnt die Pariser Kulturfruchtbarkeit zu zeigen, für jede spirituelle Gründung eine hinreichende Menge Teilnehmer zu gebären.

Die Neue Gemeinschaft beruht auf einer tiefen Sehnsucht — nach einer einigenden gedankenfreien Weltanschauung, nach einem gleichgesinnten Leben harmonischer Höhermenschlichen, nach aktiven Mitgliefern und zahlenden Gästen. Die Neue Gemeinschaft verschließt die Schätze ihrer Stimmung nicht egoistisch, sie verschleißt sie an jeden, der gewillt ist, einen Parquetplatz zu erstehen. Im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts vereinigten sich die von der hellen Aufklärung Unbefriedigten zu zahllosen Orden. Jeder hatte seine besondere Verdächtigkeit und sein besonderes Ritual. Das tausendjährige Reich war in allen. Aber die Ordensbrüder hielten darauf, sich abzuschießen, in strenger Aussperrung der Profanen mit selbsterzeugter Zeichensprache in dem Reichthum ihrer Gefühle zu schweigen, und es bedurfte langer Prüfungen und allmählicher stufenweiser Annäherungen, ehe ein Neuling würdig befunden wurde, in dem Kreise der Erläuchten aufgenommen zu werden. Unfre Neue Gemeinschaft ist minder

gräuam: Man tritt in sie ein, wie man einen Straßenbahn-Wagen besteigt. Man bittet, die Billets anzubehalten und auf Verlangen dem Controleur vorzuzeigen. Das ist die einzige Bedingung. Es ist offenbar, daß auf diese Weise die intime Seelenverbindung unbeschreiblich häufig werden muß.

Und dennoch kann man über diese Gemeinschafts-Antichristen nicht herzhaft lachen. Es liegt eine stille Tragik in ihrem Wirken, wenn auch eine tragische Ungulänglichkeit. Diesen Schriftstellern und Künstlern ist es furchtbar klar geworden, daß sie als Ueberflüssige im Bagno der bürgerlichen Gesellschaft arbeiten müssen, die längst nur für zinstragende Ideale ernstlich interessiert ist und von der die ganze intellektuelle Sippe höchstens als dekorativer Tafelschmuck geduldet wird. So zur sozialen Ohnmacht verurteilt, und nicht stark und reif und unabhängig genug, den Uebergang zur klaren, nüchternen, strengen Welt des Proletariats zu vollziehen, süßten sich die künstlerischen Lustig- und Traurigmacher des bourgeois Publikum vor lauter Klarheit über ihr parasitäres Schicksal in das Nebelheim der absoluten Unklarheit, in eine fitternde Conlissenpracht farbenträchtiger Gefühle und geheimnisvoller, original gewandelter Seelenlinien. Der wissenschaftliche Rationalismus, der in der proletarischen Bewegung lebt, scheint ihnen zu dürr und einfach; den kirchlichen Dogmatismus haben sie abgestreift. So suchen sie nach unerhörten Dämmerzuständen und phantastischen Schleierrängen der modernisierten Seele, und indem sie alle Grenzen wissenschaftlichen Denkens und Forschens verwischen, tauchen sie hinab in das alte romantische Chaos, lassen sie den ersten, ruhigen Arbeitsertrag der zielstreich schaffenden Vernunft in religiös-schweifende Wollen einer wissenschaftsgerstörten Kunst-Magie verdampfen. Sie vermögen nicht, all die neuen gewaltigen Erkenntnisse der Menschheit zu einem modernen künstlerisch-gestalteten, harmonischen Nodus des Lebens zu gestalten — danach strebt in der That unser aller tiefstes Bedürfnis —, sondern sie suchen abseits des Reiches der tagtäglichen Vernunft ein romantisches Revier dunkler Sensationen und flackernder Erfüllungen als Jagdbezirk ihrer unzufriedenen Begehrlichkeit zu packen. So nähert sich die Neue Gemeinschaft, die stolz darauf ist, am Vorn der neuesten Wissenschaft zu schöpfen, wider ihren Willen den Hölle-zellen, in denen die Alumenmedien kühnere —, reichere und glücklichere Welten der Wunder aus Phosphor und weißem Tüll materialisieren.

Es ist merkwürdig, wie wenig es unsren begabten Intellektuellen bisher gelungen ist, neue einheitliche Lebensformen zu schaffen, Kirchen des modernen Geistes, Gottesdienste der erlösenden Menschheitsidee. Sie kommen niemals über fragmentarische Versuche heraus, denen grillige Einfälle und sensationelle Barbareien jede Entwicklungsmöglichkeit rauben.

Welch ein unbegreiflicher Ehrgeiz, daß unsre neue Gemeinschaft ihre sehr guten Konzerte durchaus nicht ohne die Mitwirkung vieler Belenchtung dulden will! Der Fortschritt der Künste besteht in der Sondernung. Kein größerer Irrtum, als diese tobende, wirre Vermischung der Künste, die einander nicht heben, sondern zerstören. Ein Streichquartett Beethovens kommt wirklich dann am vollkommensten zum Ausdruck, wenn es simple schwarzgeleidete Musikanten auf gewöhnlichen hölzernen Podium exekutieren. Sie brauchen durchaus nicht auf Cammann-Stühlen zu sitzen, das Cello bedarf keiner Rosenquirlende, und es ist nicht nötig, daß die Künstler in Beethoven-Kostüme den kleinsten gelassenen Bogen über die mondcheinleuchtenden Saiten gleiten lassen. Es ist noch weniger sinnreich, wenn man im Hintergrund den Gefühls- und Gedankeninhalt des Quartetts als Schattenmimet anschaulich darstellt. Jedes Kunstwerk muß durch sich selbst wirken, und die äußerlichen dekorativen Verschönerungen und Stimmungsreicherungen, die man als so außerordentlich modern und herrlich empfindet, stellen keine höhere Eingebung dar als jene Illustrationen zu Kolportageromanen, die sinnlich verkörpern, wie der Räuberhauptmann mit rollenden Augen: Stroh, Glender! ruft. Die grimmigsten und kostümiersten Mythischen Vorträge sind Vergrößerungen der Kunst, und Neue Gemeinschaftskonzerte mit dunkelblauem Hintergrund und Todesahnungs-Unendlichkeit sind Erniedrigungen der künstlerischen Darbietungen, die solcher äußerlichen Stimmungsmache nicht bedürfen.

Zu solchem Hezenabbath unnatürlich vermischter und verwirrter Künste aber suchen unsre Intellektuellen die Weisheit ihrer erneuten und vertieften Feste. Das Totenfest haben wir in der so bereicherten Ausstattung hinter uns, andre werden vermutlich folgen: die neue Menschheit wird mit Hilfe der Neuen Gemeinschaft neue lebendige Formen sowohl für das Weihnachtsfest, wie für Ostern und Pfingsten finden, und Kaisers Geburtstag sowie der Sedontag werden hoffentlich derselben Wiedergeburt teilhaftig werden. Denn war dieses Fest der Toten nicht wirklich von unergänzlicher Herrlichkeit und Empfindungsfülle?

Die Winternacht war nahe schon. Der Theateraal ist pechschwarz verdunkelt. Das Publikum hustet, plaudert, jede Minute öffnet sich eine Thür, ein keil grellen Gaslichts dringt in die Todesnacht des Saales und zugleich stolpert mit hilflosem Geräusch ein Nachzügler in das Parkett. Jetzt tönen feierliche düstere Signale von der Bühne. Langsam hebt sich der Vorhang. Ein Totenhain, vorn ein weißes Portal, schwarze lebendige Cypressen füllen den Raum, deren Duft die Todesstimmung der Kassen zu wecken sucht. — in blauer, leuchtender Unendlichkeit verflochten die Scenerie. Aus der Nacht klingt, von einem unsichtbaren Künstler gespielt, ein Harmonium. Einen Augenblick gerät man in Stimmung. Da tönt

ein miederdrücktes Mädchen-Rächern aus einer Ecke, das sich bald mit einem solchen Manns-Schnarchen mischt. Ein neuer Gemeinschaftler muß plötzlich hinaus, — er thut das mit großer Lebhaftigkeit. Andre kommen herein, es ist eine ewige Unruhe — Psi! rufen in Pauken von zwei Minuten die entrüsteten Andächtigen. Es ist hinreichend stimmungsvoll, bezanbernd gruselig.

Auf dem dunklen Rednerpult erscheint ein Schauspieler, nur die Blätter, von denen er abliest, sind beleuchtet. Er trägt die tief-sinnige indische Legende von den Sensörnern vor. Das Publikum wird erfucht, sich in indische Nirvana-Stimmung gebührend zu versetzen.

Der Saal wird erhell. Die Neue Gemeinschaft reißt sich die Augen, reißt die fröstelnden Glieder, erkennt, daß sie noch lebt, erhebt sich von den Sitzen, nimmt die Opernläser an die Augen und beschaut, wer alles da sei. O, wie viel Bekannte giebt es doch auf dieser Erde! Die Lichtpause dauert etwas lange. Man gerät ins Schwagen. Die jungen hübschen Frauen und Mädchen werden munter, die Herren geistreich. Man flirrt und foquettiert ein wenig. Man wird vergnügt. Ein Fest des Todes. . .

Psi! — die Nacht senkt sich wieder auf den Saal. Holbeins Totentanz zieht in Lichtbildern vorüber. Man gerät in die lehrbaste Stimmung eines dankenswerten künstlerischen Anschauungsunterrichts. Leise Harmoniumaccorde versuchen die ruhige Anschauung zu dämornisieren.

Nach Wachs Air das hebräische Schicksalslied Kol Nidrei, ein Weltzusammenbruch und eine Welterschöpfung in Tönen. Die Neue Gemeinschaft geduldet prozentual ihrer Väter und der schaurigen Nacht des Schofar-Horns.

Es werde Licht! Julius Hart hat das Wort. Mit einem bewunderungswürdigen Ernst und der Inbrunst eines Offiziers der Heilskarne hält er eine „Gefechtsrede“ Predigt über das Leben des Todes. Aus allen Behältern des Universums sucht er sich die prunkendsten Bilder und Gleichnisse zusammen. Unter einem Haufen Fiskternen thut er's nicht. Als er von dem Wachsen des Embryo entzückt schwärmt, grinsen und zirpen etliche Jungfrauen der Neuen Gemeinschaft. Er schwelgt in der ältesten Mystik pantheistischer Schwärmerien und verkündet als moderne Lehre eine Art kosmischer Seelenwanderung der Atome.

Nach dieser Beleuchtung hat der Tod seine indisch-hebräisch-christlichen Schreden endgültig verloren. Es darf hell im Saale bleiben; und das Publikum langweilt sich eutäuscht bei einer musikalischen Novität, einer übrigens recht interessanten und prächtig vorgelegenen Violinsonate.

Endlich naht die Schluß-Mimik. Des alten Romantikers Koballs Gesang der Toten wird feierlich dargestellt, ein Schattenspiel in versäuleter Dämmer, violetterm — natürlich! — Gelbdunkel. Ein Kind sogar hat in der Loge als Kleinster der Neuen Gemeinschaft die müden Augen wach halten müssen, um in dem lebenden Bild des Todes stumm mitzuwirken. In Koballs' Gesang offenbart sich eine unergleiche Kunst, Ueberflüssiges sinnlich zu sagen. Aber die Weise zerfließt ins Leere einer ewigen Melodie, die Bilder, die sich auf den Gipfeln machtvoll verdrängen, zerflattern immer wieder — die Darstellung steigert die Einsicht in die blassen Schwächen der Dichtung. Die Stimmen der drei Abgeschiedenen, die die Verse im Wechselgespräch recitieren, klingen nicht ineinander. Die Empfindung des Anjagbaren verkert durch die körperliche Inszenierung der Worte.

Gegen zwei Uhr nachts fließt Golde den Liebestod auf dem Harmonium. Ueberrächtig erfüllt die Neue Gemeinschaft die alten Garderobekammern. Auf den kalten Gesichtern zeigen sich die Strahlen eines energischen Katers. Den Sensationskünstlern ist die Sache bei weitem nicht gepeinlich, beinerstückernd genug gewesen. Andre trauern, daß ein so vorzügliches Konzert durch ein so mißseliges Brimborium verunstaltet wurde.

Da die Neue Gemeinschaft den guten Geschmack hat, in den Vororten zu hausen, und Herr Dielen keinen Extrazug des Todes zugestanden hatte, blieb man den Rest der Nacht in der Kneipe. So endigte das allernmodernste Fest des Todes — der Neuen Gemeinschaft.

J. o. c.

Kleines Feuilleton.

oo. Erster Schnee. „Es schneit, es schneit!“ Mit einem Jubelruf lief das kleine Mädchen an das Fenster, preßte das Näschchen an die Scheiben und sah mit großen leuchtenden Augen in die beginnende Dämmerung. Da stoben die weißen Floden.

„Es schneit, es schneit!“ Wie ein Zauberwort klang es durch die helle elegante Zimmerleucht. Die Mutter sprang aus ihrer Soface, die große Tochter unterbrach ihr Klavierpiel, der Zwinge ließ seine Bleisoldaten sicken, alle eilten sie an das Fenster, selbst das Mädchen, das gerade dabei war, den Kaffeeisch zu deden, hielt einen Augenblick inne und sah hinaus.

„Der erste Schnee,“ jagte die Mutter in einem halb sentimentalen Tone, „wie hübsch das ist, schon so weihnachtlich.“

Die große Tochter nickte: „Ja, er fällt so feierlich, er ist so poetisch — der erste Schnee.“

„Morgen fahren wir Schlitten,“ schrie der Junge, „hurra, 'n Kreuzberg runter, und dann kippen wir wieder um, wie voriges Jahr, weißt Du noch Klätzchen?“

„Nitten in den Schnee!“ jauchzte das kleine Mädchen.

„Er wird gar nicht liegen bleiben.“ meinte die Mutter. „Seht doch, es wird alles wieder schwarz.“
„Ach, das ist nur hier in den Straßen, draußen wird er schon liegen bleiben.“

„Draußen bleibt er ganz gewiß liegen.“ rief die große Schwester. „Es ist ja so kalt, es friert; ja, Kinder, wenn es so weiter friert, kann man nächste Woche Schlittschuh laufen.“

„Das kannst Du schon morgen; ich hab' heut gelesen, die Eisbahn auf den Bauplänen drüben ist eröffnet.“

„Ach na die,“ das junge Mädchen schob die Unterlippe vor, „da läufst ja nicht mal die Käthe, nein draußen will ich laufen, im Tiergarten oder auf'm Wannsee, da läufst sich's fein, da weiß man wenigstens, wozu man läuft.“

„Na, wenn Du warten willst, bis die zufrieren, kannst Du lange warten.“ sagte Käthe altflug.

„Zum Wannsee muß es doll frieren.“ stimmte der Bruder bei.

„Dann wollte ich, es fröre doll,“ lachte die Große — „wist Ihr überhaupt, ich wünschte, wir bekämen mal 'n rechten strengen Winter.“

„So? Du bist ja lebenswürdig!“ Die Mutter lachte gleichfalls, „was soll man denn da für Geld verheizen? Der Salon kostet jetzt schon pro Tag seine dreißig Pfennige.“

„Gott, Mama, was schadet denn das?“ Die Große schnippte mit den Fingern in die Luft, „als ob es auf zwei Groschen mehr ankommt.“

„Dreißig Groschen machen einen Thaler.“

„Ist das pugig, daß Du mit Groschen rechnest!“ Die Große amüsierte sich königlich, sie warf sich in einen Sessel, ringelte ihre blonden Pöppe um den Finger und sah mit einem traumverlorenen Blick ins Leere: „Lud ich wollte doch, wir bekämen 'n strengen Winter, so einen, wo's Bomben und Granaten friert, wie Papa immer sagt, dann —“

„Na, dann?“ fragte die Mutter.

„Dann bekäm' ich endlich den Schmutzpelz, den Papa mir schon immer versprochen hat.“

„Als ob Du den nicht so wie so bekämst!“ Die Mutter zuckte verächtlich die Achseln.

„Aber 'n strenger Winter ist so poetisch,“ beharrte die Tochter, „ich bin doch mal so für die Poesie.“

„Wieso kalte Hände poetisch sind, weiß ich auch noch nicht.“

„Gott Mama, nun denkst Du gleich an kalte Hände, — die Große war ordentlich entrüstet — „aber stell Dir mal vor, wenn die Fenster bis obenrauf zufrieren, und dann sind alle Scheiben voll Eislunten und draußen liegt der Schnee fußhoch, und wir fahren im Schlitten durch den Grimelwald, und die Schlittenglöden klingeln, und die Pferde greifen aus...“

„Na ja, wenn Du 's so nimmst“, sagte die Mutter, „Du verstehst das aber auch anzumalen, das ist gerade wie ein Märchen.“

„Ja, nicht wahr?“ Die Augen der Tochter glänzten.

„Und dann weht einem der Ostwind gerade entgegen und man hält die Puffe vor den Mund und kriecht unter die Schlittendecke, und rechts und links liegen die Felder so weiß, und um die Bäume hat der Raufreif ein glitzerndes Netz gesponnen.“

„Und dann bau'n wir 'n Schneemann,“ fiel der Junge ein.

„Ja, den bauen wir,“ sagte die Große, „und laufen Schlittschuh über den Wannsee, — ach nee Mama, Du weißt ja gar nicht, wie das ist, wenn man so über den großen See hinschleigt und besonders bei Sonnenuntergang. Und dann sieht der Himmel aus wie Gold und Blut und der Wald steht blauschwarz und unter dem Eise gluckt das Wasser, und man fliegt drüber fort, als hätte man Flügel. Ach nee, ich wollte, der Wannsee wäre erst zu.“

„Aber dazu muß es erst sehr kalt sein.“ sagte die Mutter.

„Schab't ja nichts, und wenn dreißig Grad sind! Dann mummelt man sich ein und genießt alles Schöne erst recht! Ach, Mama, Mama, ich wollte wirklich, wir bekämen 'n rechten strengen Winter.“

Die Mutter seufzte: „Ja, weißt Du, wenn man Dich so schwärmen hört, dann wünschte man beinahe auch, wir bekämen ihn...“

Draußen in der Küche sagte das Hausmädchen zur Köchin: „Jott nee, wir sagt's Fräulein auch noch, sie wünscht sich 'n strengen Winter. Na, denn könnten sich meine Leute zu Hause man gratulieren!“ —

Medizinisches.

— Neue Forschungen über die Kahlköpfigkeit. In einem jüngst erschienenen Buche bespricht Dr. Sabouraud, Chef des Laboratoriums der Stadt Paris im dortigen Spital von St. Louis, die Kahlköpfigkeit und gelangt auf Grund seiner Forschungen zu neuen und allgemein interessanten Resultaten über die Natur dieses Leidens. Schon im Jahre 1897 stellte, wie *Wissen f. A.* mittelst, Sabouraud fest, daß in den Talgdrüsen der Haut jener Personen, welche kahlköpfig sind, eine Mikrobe sich vorfindet, dem er das Verschwinden der Haare zuschreibt. Diese Ansicht begründet er damit, daß wenn der betreffende Bacillus einem Schafe eingemipft wird, das Wollhaar an den eingemipften Stellen zu Grunde geht. Der Versuch der Ueberimpfung dieses Bacillus auf die Kopfhaut des Menschen ist jedoch infolgedessen mißlungen, als man auf diese Weise

keinen Kahlkopf hervorrufen konnte. Trotzdem hält Sabouraud an der Anschauung fest, daß die Kahlköpfigkeit durch direkte Vererbung oder durch die Vermittelung von Vätern, Müttern zc. von einem Individuum auf das andre übertragen werden könne, und daß das viel häufiger vorkomme, als man gewöhnlich glaubt. In der Erkrankung der Talgdrüsen der Haut findet Sabouraud die nächste Ursache des zur vollständigen Kahlköpfigkeit führenden Ausfallens der Haare. Diese Erscheinung sieht nach seiner Meinung in direktem Zusammenhange mit dem Vorkommen des erwähnten Bacillus in den Talgdrüsen. Das mag nun richtig sein oder nicht, gewiß ist es aber, daß die weiteren Ausführungen Sabourauds von allgemeinem Interesse sind. Zunächst hebt er die Thatsache hervor, daß die Kahlköpfigkeit nur bei Männern vorkomme, daß davon nur selten Frauen befallen werden. Des ferneren giebt Sabouraud an, daß die Kahlköpfigkeit sich in den jüngeren Jahren, etwa vom 18. bis zum 30. Lebensjahre einstellt, und zieht daraus den Schluß, daß die Kahlköpfigkeit bei Männern mit der Pubertät zusammenhängt. „Die Kahlköpfigkeit“, schreibt er, „welche einer weit verbreiteten Meinung zufolge als ein Zeichen frühen Alters gilt, ist keine Krankheit der Greise, sondern im Gegentheil eine Krankheit der jungen Männer. Allerdings sieht man mehr kahlköpfige Greise als kahlköpfige junge Leute. Das kommt daher, weil diejenigen, welche in ihrer Jugend kahlköpfig geworden sind, es auch mit 70 Jahren sind.“ Alle die Ursachen, denen bisher die Entstehung der Kahlköpfigkeit zugeschrieben wird, verweist Sabouraud, so den Mißbrauch des Alkohols und die verschiedenen Exzesse, denen sich junge Leute nur zu leicht hingeben. Natürlich figurirt unter den Ursachen der Kahlköpfigkeit auch das Uebermaß von geistigen Anstrengungen, denen namentlich in den Städten die jungen Leute sich unterziehen. Es giebt jedoch sehr zahlreiche Beispiele, daß berühmte Gelehrte, Schriftsteller und Künstler bis in ihr hohes Alter hinein einen reichen Haarwuchs sich bewahrt haben. Noch eine andre Bemerkung macht Sabouraud, indem er schreibt: „Nehmen wir 100 Landbewohner und 100 Städter von demselben Alter und vergleichen wir die Zahl der Kahlköpfigen unter den einen und andren. Wir sehen dann, daß die Zahl der kahlköpfigen auf dem Lande fünf- bis zehnmal geringer ist, als jene der Städter. Das ist eine sichere Thatsache. Nicht so sicher aber ist ihre Erklärung. Man kann zu diesem Zwecke den Aufenthalt in der freien, freien Luft, indem ausgiebigen Maße körperlicher Bewegung, in der Seltenheit einer beträchtlichen geistigen Arbeit, in der Einfachheit der Lebensweise, in der relativen Mäßigkeit anrufen, und alle diese Ursachen mögen zusammenwirken, um das seltenere Vorkommen der Kahlköpfigkeit bei den Landbewohnern zu erklären. Man kann ferner die häufig sitzende Lebensweise der Städter in Berücksichtigung ziehen, denn auch an unrein gehaltenen kann man Krankheiten beobachten, welche aus ihrem langen Verweilen in Ställen hervorgehen. Das sind jedoch nur Beförderungsmittel der Kahlköpfigkeit, aber nicht die Ursachen derselben.“ Giebt es nun irgend ein Heilmittel für die Kahlköpfigkeit? Die Erkrankung der Talgdrüsen der Haut ist nach dem Stande unserer heutigen Kenntnisse nicht heilbar. Sie ist eine chronische Infektion, die nicht zum Stillstande gebracht werden kann. Allerdings ist es möglich, eine Besserung der Krankheit dadurch herbeizuführen, daß man die obere Schicht der Talgdrüsen, in welcher der erwähnte Bacillus nistet, durch eine lange Anwendung von geeigneten Medikamenten zerstört, an denen es nicht mangelt. Die Wahl derselben hängt jedoch von der Beschaffenheit der Haut des betreffenden Individuums ab. Es giebt Menschen, deren Haut sehr empfindlich, und andre, deren Haut von beträchtlicher Widerstandsfähigkeit ist. Das eine Medikament, welches bei einem Individuum möglich ist, kann sich so mit bei einem andern als schädlich erweisen. Man kann am Besten der Krankheit das Ausfallen der Haare wesentlich einschränken. Die Behandlung muß selbstverständlich von einem tüchtigen Arzt geleitet werden, wenn sie Erfolg haben soll. Ist aber vollständige Kahlköpfigkeit eingetreten, dann bleibt jede Mühe vergeblich. — (Unschau.)

Humoristisches.

— Je nach Bunic. Sauspieler: „... Fräulein Amanda, mein Herz gehört Ihnen! ... Soll ich Ihnen eine Liebeserklärung machen à la Goethe, Schiller, Ibsen oder Hauptmann?“ —

— Beim Bauernwirt. „Aber, Herr Wirt, was bringen Sie mir denn da? Ich habe doch Forellen bestellt!“

„Ach entschuldigen S', die haben nimmer ganz a'langt, und da hat Ihnen d' Wirtin no' a' selbstig'machte Leberwurst dazug'legt — na' macht's grad' a' ganze Portion!“ —

— Rausgeholfen. Schuymann (zu einem Adler): „Halt, Sie haben keine Laterne. Ich muß Sie notieren. Wie heißen Sie?“

Adler: „Das können S' schon erfragen; grad hat mich wegen der Latern' der sechste Schuymann aufgeschrieb'n! Mein Name —“

Schuymann: „Na, wenn S' so schon aufgeschrieben sind, brauch' ich Ihren Namen nimmer z'wissen!“

Adler (davon radelnd): „Sacra, den hab' i' schön d'ron' friert!“ — (Flieg. Bl.)